

*Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Künzelsau.* Bearbeitet von Georg Himmelheber, zeichnerische Aufnahmen von Sandor Kasper. Mit 394 Abbildungen im Text und zwei Karten. Deutsche Verlagsanstalt, o. J. (1962). DM 36.-.

Die Inventarisierung der Kunstdenkmale in Württemberg geht langsam voran. Wenn man bedenkt, daß das vorliegende Inventar das erste seit Kriegsende ist – denn das Inventar des Kreises Wangen von 1954 lag bei Kriegsende im Manuskript abgeschlossen vor und wurde vorwiegend durch Quellen- und neuere Literaturstudien ergänzt –, so wird man eingangs den Wunsch aussprechen dürfen, daß der Staat die Einstellung oder Beauftragung weiterer geeigneter Kunsthistoriker für die Inventarisierung der Kunstdenkmale nicht scheuen möge. Es ist bedauerlich, daß der Verfasser des vorliegenden Werkes als Mitarbeiter aus dem Staatl. Amt für Denkmalpflege ausgeschieden ist. Seine Arbeit ist gut, dies vor allem nach der Seite der Bearbeitung der Archivalien, die fleißig erforscht und ausgewertet worden sind. Ähnliches gilt für das Literaturstudium; auch hier wurde nichts versäumt. Die Bestandsaufnahme selbst erfolgte gewissenhaft. Doch sei hier ein Bedenken angemeldet: die Beschreibungen sind im Umfang – sowohl für die Zwecke der Forschung als auch der Denkmalpflege – zu knapp. In Altdorf hat das Schiff eine „niedrige Holzdecke“, – es handelt sich um eine Tüferdecke des 16. Jhs. Eine „tiefe Empore im Westen“ wird vermerkt. Diese besitzt Holzverbindungen mit Verblattung, gehört also dem frühen bis mittleren 16. Jh. an. Auch beim Fachwerk tritt der Mangel an Ausführlichkeit in Erscheinung, der um so schwerer wiegt, als hier Fehldatierungen vorkommen, die zu prüfen dem Leser nur an Hand einer genaueren Beschreibung oder Abbildung möglich gewesen wäre. In Weißbach etwa führte die Nichtbeachtung des Charakters der Fachwerkverbindung zur Datierung des Fachwerkaufbaus des Schiffes auf das Jahr 1709, während hier Entstehung nur im 15. Jh. möglich ist. In Hollenbach wird zwar der Fachwerkaufbau auf dem Chor genannt, aber nicht nach seinem technischen Charakter beschrieben; da in der Baugeschichte Angaben über jenen Aufbau fehlen, bleibt seine Bauzeit offen. Auch hier handelt es sich um ein Werk des 15. Jhs. Was haben überhaupt solche Aufbauten zu bedeuten? Ein Wort hierüber wäre in der Einführung am Platz gewesen, auch wenn keine exakte Deutung möglich ist. Vermutlich dienten sie ganz einfach als Fruchtschütten, die vornehmlich in kriegerischen Zeiten benutzt wurden; wir sehen uns also einer Erscheinung des Wehrkirchenzweckes gegenüber. Auch bei den Fachwerkbauten in Niedernhall vermißt man die Kennzeichnung der Technik. Aber auch im Steinbau kann der Stil der Kurzbeschreibung zur Überhebung von typischen oder charakteristischen Einzelheiten führen. Nur als Beispiel: in Mulfingen wäre es gut gewesen, das erweiterte romanische Ostfenster zu erwähnen, dies um so mehr, als das entsprechende Fenster der Südseite zwar als „schlichtes rundbogiges Schlitzfenster“ genannt, nicht aber als romanisch bezeichnet wird (eine entsprechende Angabe in der Baugeschichte fehlt). Der Turm stammt somit in den unteren Geschossen nicht nur „vermutlich“ von einer romanischen Turmhorkirche. Bedauerlich ist auch, daß die Erscheinung der Wehrkirche zu kurz kommt; in Steinkirchen hätten übrigens die Pfeiler am Treppen-

aufgang zur Kirche mit Nennung der Bürgermeister und der Datierung auf 1766 erwähnt werden sollen. Daß eine kurz gehaltene Beschreibung unrichtiger Beobachtung Vorschub leistet, wird hier und dort deutlich. Das Zisterzienserwappen an der Nordseite des Turms der Kilianskapelle Schöntal (doch keine Torkapelle, sondern eine Leutkirche!), hat keine unleserliche Beischrift, vielmehr lautet diese „ANO DNI 1620“. Im Chorturm selbst sind keine Schlitzfenster, sondern regelrechte Schießscharten; dies ist deshalb wichtig, weil damit der Sinn der Turmerhöhung von 1620 verständlich wird: er diente Wehrzwecken. In Crispenhofen trifft die Beschreibung der Schiffsfenster („Je drei kleine spitzbogige Fenster an den Längsseiten“) nicht zu, vielmehr handelt es sich dabei um mittelgroße Fenster späterer Zeit; hingegen liegen in der Südwand zwei kleine Spitzbogenfenster frühen Datums, die für die Datierung („vermutlich 1344“) wichtig sind, jedoch unerwähnt bleiben. Zu einer unhaltbaren Baugeschichte hat die kurz gehaltene Beschreibung in Verbindung mit darauf eingestellter Beobachtung bei der Laurentiuskirche in Niedernhall geführt. Die Ortsteine nämlich des romanischen Mittelschiffs sind in der Westwand deutlich zu erkennen. Danach kann man die obere und auch untere Kante der romanischen Pultdächer und damit auch die Höhe der romanischen Seitenschiffmauern berechnen. Diese Höhe liegt unter dem Scheitel der heutigen riesenhaften Rundbogenarkaden. Somit ist der von Himmelheber verworfene Bachschen Hypothese, die auch Elisabeth Grünewald – in einem in den Literaturangaben nicht verzeichneten – Aufsatz vertrat, zuzustimmen, wonach in spätgotischer Zeit zwei der romanischen Pfeiler samt ihren Arkaden herausgenommen worden – dies in Zusammenhang mit einer Erhöhung der Seitenschiffswände und Verwandlung in eine pseudobasikale Halle. Das ist nicht so sinnlos, wie es scheint: man errichtete damit einen vom seitlichen Licht durchfluteten Hallenraum. Selten kann Formen- und Gesinnungswandel so deutlich verfolgt werden wie hieran. Damit entfällt aber auch die von Himmelheber gezogene Verbindung zum Churer Dom, die schon deshalb unsicher war, weil die Seitenschiffe erst in spätgotischer Zeit bis in Höhe der Ostwand des Turmchors geführt und mit diesem durch Öffnungen verbunden wurden. Eine Fehldatierung ist auch die Ansetzung der Bauplastik des nördlichen Freipfeilers in romanische Zeit. Der Naturalismus der Bildung erlaubt, worauf schon Elisabeth Grünewald hinwies, einzig eine Datierung in die Zeit um 1500. Es handelt sich dabei um ein Tau, das um den Pfeiler gewunden und mit einem Stecken angezogen ist, wobei der Stecken durch einen Nagel daran gehindert wird, zurückzuschnellen. Also eine ganz imitativ naturalistische Gestaltung, auf deren magischen Sinn – als Bauzauber – der Unterzeichnete in der „Schwäbischen Heimat“ hinwies. Es wäre also der Wunsch nach mehr eingehenden Beschreibungen auszusprechen, und zwar deshalb, weil dadurch sorgfältige Beobachtungen gefördert und Irrtümer vermieden werden. Im Zusammenhang damit wäre wohl auch die Frage zu stellen, ob sich die Bearbeitung nicht auch auf eine gewisse wissenschaftliche Verarbeitung des Beschriebenen erstrecken sollte, vor allem, wenn es sich dabei um bestimmte, außerordentliche Erscheinungen handelt. Die Lage beispielsweise der Kirche von Altdorf im Feld wird verständlich, wenn man die Flurnamen heranzieht, die eindeutig den Schluß darauf zulassen, daß der Ort einst um die Kirche lag. Oder: die hohe Lage des Sakramentshauses in Kocherstetten, die nur aus der Abbildung, nicht aus der Beschreibung entnehmbar ist, kann nur von einer ehemaligen Krypta aus gedeutet werden. Ferner: bei einem so hervorragenden

Werk wie dem von Philipp von Weinsberg und der Anna geb. v. Stoffelsheim in Schöntal sollte der Versuch einer kunstgeschichtlichen Einordnung gemacht werden. Die stilistischen Beziehungen weisen dabei in eine sehr bezeichnende Richtung: den Mittelrhein. Am nächsten etwa kommt der Figur des Philipp von Weinsberg der Grabmalorso eines Ritters sowie die Figur des Hans von Wolfskehl (gest. 1505) in Oppenheim, beide der Werkstatt des Meisters ML aus Heidelberg angehörend (von Rott mit Moritz Lacher gleichgesetzt). Es ist durchaus möglich, daß das Schöntaler Meisterwerk ein Frühwerk des Meisters ML ist.

Im Blick auf künftige Inventare wird auch vorzubringen sein, daß beigegebene Bauzeichnungen ohne Maßstabangaben einen großen Teil ihres Wertes verlieren; bedauerlich ist, daß in diesen die Kennzeichnung der verschiedenen Bauzeiten nicht beibehalten wurde. Die jeweilige Baugeschichte wäre dadurch sehr anschaulich geworden. Sehr zu begrüßen ist die Aufnahme der Abbildungen in den Text. Ganz ausgezeichnet sind durchweg die von Hilde Baumgärtner gefertigten Aufnahmen.

Ad. Schabl

Hans Dieter Ingenhoff, *Der Meister von Sigmaringen – Die Malerfamilie Strüb aus Veringenstadt*, Veröffentlichungen des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Tübingen, Bau- und Kunstgeschichte, Band 1, Silberburgverlag Stuttgart 1962, DM 15.–.

Die vorliegende Arbeit fußt auf dem Werk von Hebeisen „Die Künstlerfamilie Strüb“ und verwertet die Ergebnisse der immer noch ungedruckten Dissertation von Altgraf Salm über den Meister von Meßkirch sowie die Rottischen Quellenforschungen, um auf stilkritischer Grundlage zu einer Sonderung der Arbeiten von Hans, Jakob und Peter Strüb zu gelangen. Ausgangspunkt ist dabei der Inzirkofener Altar des Hans und Jakob Strüb von 1505, wobei die gemeinsame Abhängigkeit beider Brüder von Barth. Zeitblom und Bernhard Strigel festgestellt wird, mit dem Unterschied allerdings, daß einer der beiden – er wird vom Verfasser mit Jakob gleichgesetzt – immer in der Gefolgschaft Zeitbloms bleibt, während der andere sich über Strigel weiterentwickelt. Dem entspricht die stumpfe Farbgebung „Jakobs“, während „Hans“ im farbigen vielfältig, dabei nicht unharmonisch ist. Die Kompositionen sind von Schongauers Graphik, später auch von der Dürers, beeinflusst. Auf dieser Grundlage sondert der Verfasser zwei Künstlerwerke, von denen das qualitätvolle Hans gegeben wird, das durchschnittliche Jakob. Auch ein Marienfragment und das Fragment eines Priesters in der Stuttgarter Staatsgalerie werden Hans zugeschrieben, als dessen Spätarbeiten die Karlsruher Kreuzigung (unter Ablehnung der Rottischen Hypothese von Rudolf Stachel) und drei Flügelbilder in Sigmaringen betrachtet werden. Eine bildhauerische Tätigkeit der Werkstatt wird abgelehnt. Die Ausführungen über Peter Strüb werden besonderer Aufmerksamkeit begegnen, da Altgraf Salm die Vermutung ausspricht, der Meister von Meßkirch könne kein anderer gewesen sein als eben Peter Strüb. Es gelingt Ingenhoff, die Wandmalereien der Altarkonche der Peterskapelle Veringenstadt, die Hettinger Wandmalereien und die Tafelbilder des Talheimer Altars im Württ. Landesmuseum Stuttgart untereinander in glaubhafte Verbindung zu bringen und zu dem Strübkreis in Beziehung zu setzen, wobei denn die Annahme der Autorschaft des jüngsten Strüb, namens Peter, eines nachweislich gebildeten und wohlhabenden Malers, nahe liegt. Darf man den Sprung von den Talheimer Flügeln zu den frühen Flügelbildern des Meisters von Meßkirch in

Sigmaringen wagen?! Die stilistische und geistige Verwandtschaft zwischen den genannten, zeitlich wenig auseinander liegenden (vor 1519, zwischen 1520/23) Arbeiten ist immerhin so groß, daß das Trennende darüber zurückgestellt werden darf, dies um so mehr, als dieses Trennende durchaus im Sinne der Entwicklung eines Meisters, die aus der Spätgotik in die Renaissance führt, zu liegen vermag.

Ad. Schabl

Otto Borst, *Eßlingen a. N.*, Ein Brevier seiner Geschichte und Kunst, Bechtle-Verlag, Eßlingen 1962, DM 7.80.

Was hier gegeben wird, ist nichts anderes als das Lebensbild einer großen ehemaligen Reichsstadt, mit der sich an Bedeutung keine Stadt des Neckarlandes messen kann. Stadtarchivar Otto Borst, bekannt geworden durch mehrere wissenschaftliche Untersuchungen zur schwäbischen und fränkischen Stadtgeschichte, gibt in zwanzig Kurzkapiteln einen Abriß der Stadtgeschichte, der unser Wissen über Eßlingens Werden und Wachsen bis in die Gegenwart hinein gut zusammenfaßt und – was ebensoviel wert ist – anschaulich und lebendig, spannend und packend darstellt. Ein besonderer Abschnitt gilt den Eßlinger Sehenswürdigkeiten, es folgt eine Zeittafel. Wichtig sind die ausführlichen Quellen- und Literaturhinweise. Eine kleine Karte verzeichnet die wichtigsten Bauten der Stadt. 36 Abbildungen sind beigegeben. Wir wünschen uns noch mehr solcher zuverlässiger und zugänglicher Stadtmonographien!

Ad. Schabl

Adolf Herrmann, *Barocke Kunst um Ulm*, Anton H. Konrad Verlag, o. J. (1961). DM 5.–.

Eine mit Bildern reich ausgestattete, wissenschaftlich gut gegründete, von künstlerischer Einfühlung getragene Beschreibung der barocken Welten von Wettenhausen, Günzburg, Witzighausen, Roggenburg, Erbach, Wiblingen, Elchingen, Wullenstetten und Ingstetten! Auch Illertissen und Oberdischingen sind zwei Abschnitte gewidmet. Das kleine Werk eignet sich vorzüglich dazu, dem oberschwäbischen Barock neue Freunde zu gewinnen.

Ad. Schabl

*Jahresheft des Geschichts- und Altertumsvereins Göppingen*, 3. Folge, Göppingen 1962.

In der Stille wird innerhalb des Göppinger Geschichts- und Altertumsvereins gute Arbeit für die Erforschung des Göppinger Raumes geleistet. Dafür zeugt dieser äußerlich bescheidene Band, der es indessen „in sich“ hat. Denn er enthält einen Aufsatz von Erwin Kohler über den „Untergang des alamannischen Herzogtums (das Gericht von Cannstatt)“, einen zweiten von Karl Kirschmer über „Jörg Staufer von Bloßenstauen zu Hohenstauen“, der ein packendes Kulturbild aus der Zeit Herzog Ulrichs darstellt; ferner eine Abhandlung von Otto Schurr über Burgen in und um Schlat, sodann einen mit guten Abbildungen ausgestatteten Aufsatz von Manfred Ackermann über „Frühe kirchliche Wandmalereien im Kreis Göppingen“ (Faurndau, Oberwälden, Eislingen, Zell, Bezgenriet, Salach, Heiningen), der Themenwahl, formale Haltung, Entstehungszeit und Freileggungsgeschichte der Bilder behandelt, deutlich macht, daß in der Regel jede Dorfkirche einen bedeutenden Schatz an Wandbildern besessen haben muß und mit Recht den Wunsch nach einer Entfernung der Übermalungen in Zell ausspricht. Eine große Zahl von in den Text eingestreuten Bildern sorgt für Anschaulichkeit.

Ad. Schabl